

## Buchbesprechungen

### 1. Systematische Philosophie und Philosophiegeschichte

FIGAL, GÜNTER: *Philosophy as Metaphysics*. The Torino Lectures. Tübingen: Mohr Siebeck 2019. 176 S., ISBN 978–3–16–155734–7 (Paperback).

Aller Kritik an der Metaphysik zum Trotz hat es im 20. Jahrhundert nicht an Versuchen gemangelt, die Tradition metaphysischen Denkens fortzuschreiben. Eine besondere Rolle hat hierbei die phänomenologische Schule gespielt. Nicht nur haben sich mit Franz Brentano, Martin Heidegger oder Edith Stein eine Reihe phänomenologischer Denker eingehend der Auseinandersetzung mit metaphysischen Fragen gewidmet. Auch die Phänomenologie selbst weist mit ihrem Anspruch, die erkenntnistheoretischen Fundamente aller Wissenschaft zu erhellen, eine systematische Nähe zum Projekt der Metaphysik auf, insofern in ihr auch der Ursprung ontologischer Grundbegriffe und ihrer Gültigkeit ausgewiesen werden soll. Konsequenter durchgeführt liefert Phänomenologie, so schreibt Husserl, „die wahre und echte universale Ontologie“ (*Cartesianische Meditationen*, § 64). Das hier zu besprechende Buch von Günter Figal (= Verf.) bietet einen Ansatz, wie Konzepte der klassischen Metaphysik und Ergebnisse der phänomenologischen Forschung in einen einheitlichen Ansatz integriert werden können.

In insgesamt acht Kapiteln, die aus Vorträgen an der Universität Turin hervorgegangen sind, entwickelt der Verf. eine Konzeption der Metaphysik, deren Aufgabe es sei, „to elucidate our conceptual access to the world and [...] to decide which conceptual access to the world can prove to be more appropriate than others“ (11). Eine Unterscheidung zwischen verschiedenen metaphysischen Ansätzen hinsichtlich ihrer Angemessenheit erfordert selbst aber eine Beschäftigung mit dem Begriff der Wahrheit, der somit als primärer Gegenstand der Metaphysik zu gelten habe. Unter Berufung auf Aristoteles spricht der Verf. deshalb von der Metaphysik auch als „Wissenschaft der Wahrheit“ (18; vgl. hierzu *Metaphysik* II.1, 993b19–21), welche sich zur Klärung ihres primären Gegenstands zum einen als Ontologie mit dem Seienden, zum anderen als Phänomenologie mit den Erscheinungen beschäftigen müsse (vgl. 30f.). Der Begriff der Wahrheit dient folglich als Angelpunkt, von dem aus beide philosophischen Traditionen miteinander ins Gespräch gebracht werden sollen. Allerdings ist die Orientierung am Wahren als primären Gegenstand der Metaphysik aus aristotelischer Sicht erklärungsbedürftig: Denn die Wahrheit einer Aussage oder Überzeugung garantiert nicht, dass ihr etwas real Seiendes korrespondiert – etwa bei der Verwendung von Negationen oder Privationsausdrücken wie z. B. Blindheit, Tod, Vakuum. Aristoteles schließt aus diesem Grund das Seiende im Sinne wahrer Aussagen gerade vom Gegenstand der Metaphysik aus, obgleich er dem Wahren „an den Dingen“ im Sinne der ontologischen Grundlage wahrer Urteile durchaus eine zentrale Bedeutung für die Metaphysik beimisst (vgl. *Metaphysik* VI.4, 1027b29–34; IX.10, 1051b1–6). Dass der Verf. diese Differenzierung nicht übernimmt und so konzeptionell einen eigenen Weg beschreitet, zeigt sich spätestens an seiner Behauptung, die Seinsfrage sei „originally an epistemological question“: „Pursuing this question, one seeks clarification of how being is to be conceived in its essential relation to knowledge and how it can thus play a part in the correlation of truth“ (41; Hervorhebung im Original). Die Unterscheidung von Ontologie und Epistemologie verschwimmt somit über weite Strecken in der vorliegenden Studie.

Den Begriff des Seienden, der im Zentrum des ontologischen Teils der Metaphysik steht, entwickelt der Verf. in enger Auseinandersetzung mit Platon und Aristoteles. Bereits ersterem sei es darum gegangen, die Möglichkeit von Wahrheit und objektivem Wissen zu verteidigen, worin schließlich auch die Motivation zu seiner Ideenlehre zu finden sei. Im Gegensatz zu den endlichen Erscheinungen, die stets ein subjektives

Moment enthielten, seien die Ideen zum einen unveränderlich, zum anderen vollkommen bestimmt. In dieser Bestimmtheit gründe ihre Erkennbarkeit (*intelligibility*). Somit stehen Sein und Erkenntnis dem Verf. zufolge im engen Zusammenhang (vgl. 47f.). Er kritisiert jedoch die in der Ideenlehre liegende Hypostasierung, welche die Idee selbst zu etwas Seiendem mache und damit die Beziehung zwischen Idee und endlicher Erscheinung unverständlich werden lasse (vgl. 58). Der Verf. schlägt dagegen vor, Ideen lediglich als „eidetische Bestimmungen“ (*eidetic determinations*) aufzufassen, die ein Seiendes in seinem Sein charakterisieren. Dies entspreche auch der aristotelischen Konzeption des Seienden. Die Interpretation derselben fokussiert daher auf den Begriff der οὐσία, der hier fast ausschließlich als Essenz oder Wesen (der Verf. spricht von „being-ness“) in den Blick kommt. Die Essenz ist selbst nicht ein Seiendes, sondern vielmehr das innere Prinzip eines Seienden, und zwar seine „grundlegende Bestimmung“ (*basic determinateness*), die allen anderen Seinsbestimmungen zugrunde liegt und zugleich das Seiende zum Gegenstand möglicher Erkenntnis macht (vgl. 74, 85, 93f.). Der Verf. weicht jedoch von Aristoteles ab, insofern er die Essenz gerade nicht als Aktualität oder Wirklichkeit (ἐνέργεια) begreifen möchte. Was eine Sache ihrem Wesen nach sei, so argumentiert er, zeige sich in einer Vielzahl verschiedener Manifestationen, so etwa das Wesen des Menschen im Sprechen und rationalen Handeln. Die Essenz müsse deshalb vielmehr einen dispositionalen Charakter haben: „[B]eing-ness as such is potentiality“ (101; Hervorhebung getilgt, F. H.). Zwar behauptet auch Aristoteles, dass jedes Seiende aufgrund seiner Essenz über spezifische Vermögen oder Dispositionen verfügt. Das ändert für ihn aber nichts daran, dass der οὐσία an sich der Charakter der Aktualität zukommt (vgl. etwa *Metaphysik* IX.6, 1048b6–9; *De anima* II.1, 412a21). Der Verf. dagegen spielt beide Aspekte gegeneinander aus (vgl. 102) und optiert für sein Verständnis der οὐσία als Potentialität, das ihm zudem den Übergang vom Begriff des Seienden zum Begriff der Erscheinung erlaubt.

Als Erscheinungen, mit denen sich der phänomenologische Teil der Metaphysik befasst, gelten hier die verschiedenen Weisen eines Seienden, das zu sein, was es seiner Essenz nach ist. „Appearing belongs to the being of something that as such can be there in different ways.“ (111) Erscheinungen sind für den Verf. aber nicht einfach nur objektive Seinsweisen – in ihnen „zeigt sich“ das Seiende (vgl. 115) und wird erkennbar. Jedes Seiende besteht demnach in einer definiten Menge möglicher Erscheinungen. Vor diesem Hintergrund interpretiert der Verf. den Begriff der Essenz unter Berufung auf Husserl als „eidetischen Horizont“, welcher die verschiedenen Erscheinungsweisen eines Seienden ermögliche und zugleich zu einer Einheit verbinde (vgl. 122f.). Hieraus folgt aber, dass die Essenz selbst nicht erscheinen und so nicht unmittelbar Gegenstand der Erkenntnis sein könne, sondern vielmehr die Erkenntnis konkreter Erscheinungen ermögliche. In dieser Hinsicht ähnelt sie laut dem Verf. Heideggers Konzeption der Wahrheit als Unverborgenheit (vgl. 141): Im Unterschied zur Wahrheit konkreter Erscheinungen, die in wahren Aussagen und Überzeugungen zum Ausdruck komme, müsse die Wahrheit einer Essenz, eines eidetischen Horizonts, als implizites „set of concepts and conceptual distinctions“ gedacht werden, welches die Referenz auf konkrete Erscheinungen zuallererst ermögliche (vgl. 144).

Für den Verf. ist es aber wichtig zu betonen, dass eine so verstandene Essenz nicht immer ein Seiendes als solches konstituiert. So gebe es Fälle eines „primordialen Seins“ (*primordial being*), das durch eidetische Bestimmungen bestenfalls „angereichert“ werde (vgl. 128, 159). Ein solches Seiendes sei phänomenal nicht eindeutig feststellbar und könne daher auch nicht vollständig durch Begriff erkannt werden: „The primordial [...] is indefinite variety and thus *inexhaustible*, it appears immediately and is thus *encountered*, without limits, allowing limitation, but essentially being *beyond* it.“ (161) Als alltägliches Beispiel eines solchen Seienden verweist der Verf. auf die Erscheinung einer glitzernden Wasseroberfläche, deren Spiel und Facettenreichtum begrifflich irreduzibel sei. Hier stoße mithin die Metaphysik als

„Wissenschaft der Wahrheit“ an ihre Grenze. Das primordiale Sein werde daher von anderen philosophischen Disziplinen untersucht, die nicht mehr der Ausrichtung auf Wissen und Wahrheit unterlägen („beyond truth“; 165). Hierzu gehören laut dem Verf. die Ästhetik in Bezug auf das Schöne, die Ethik in Bezug auf das praktisch Gute und der Mystizismus in Bezug auf das Fundament allen Seins (vgl. 163–165). Obwohl diese Unterscheidung verschiedener Disziplinen innerhalb der Philosophie am Ende des Buches bloß angerissen wird, wird schnell deutlich, dass der Verf. hier ein durchaus kontroverses Verständnis vertritt, dass vor allem in der Ethik und Ästhetik keineswegs mit dem Selbstverständnis der jeweiligen Disziplin übereinstimmt.

Es ist ein bleibender Eindruck bei der Lektüre dieses Buches, besonders in der Diskussion der aristotelischen Metaphysik, dass die entwickelten Interpretationen klassischer Positionen diesen im Detail oft nicht gerecht werden. Neben der schon erwähnten, missverständlichen Charakterisierung der Metaphysik als „Wissenschaft der Wahrheit“ betrifft dies vor allem die Interpretation der aristotelischen *οὐσία*, der zufolge die Charakterisierung als aktuelles Seinsprinzip zugunsten eines Verständnisses als Prinzip der Potentialität aufgegeben werden müsse. Der Verf. wird hier in seiner Darstellung der Komplexität der aristotelischen Position nicht gerecht. Ähnliches ließe sich über die Behauptung sagen, dass die Materie lediglich notwendige Bedingung der Verwirklichung einer Essenz sei (vgl. 80, 91). Hier übersieht der Verf., dass Aristoteles die Materie durchaus als ein eigenständiges Seinsprinzip betrachtet, das auch originärer Bestandteil der Essenz eines Seienden ist (vgl. z. B. den in der Definition der Seele enthaltenen Verweis auf den Organismus als spezifische Materie, *De anima* II.1, 412b4–6). Solche Ungenauigkeiten schwächen letztlich die Überzeugungskraft des Ansatzes, den der Verf. im vorliegenden Buch entwickelt, denn der Übergang vom Begriff des Seienden zu dem der Erscheinung, mithin von antiker Metaphysik zur Phänomenologie, wird hier vor allem durch die Kritik an Aristoteles motiviert.

Dennoch bleibt die Lektüre dieses Buchs durchaus lohnend. Dem Verf. gelingt es durch seine regelmäßigen Querverweise, systematische Parallelen zwischen antiker Metaphysik und Phänomenologie herauszuarbeiten, und liefert so zahlreiche Anknüpfungspunkte für die Frage, wie sich die Ressourcen beider philosophischen Schulen für das Projekt der Metaphysik nutzbar machen lassen. F. HAMANN

SCHLEIFF, MATTHIAS: *Schöpfung, Zufall oder viele Universen? Ein teleologisches Argument aus der Feinabstimmung der Naturkonstanten* (Collegium Metaphysicum; 21). Tübingen: Mohr Siebeck 2019. XII/319 S., ISBN 978–3–16–156418–5 (Paperback).

Gegenstand der vorliegenden Untersuchung ist der Versuch des gemeinsamen Nachdenkens von Theologie und Kosmologie über „das Projekt eines teleologischen Arguments aus der Feinabstimmung kosmischer Parameter“ (279). Erste Wegmarken lassen sich hier, wie Matthias Schleiff (= S.) betont, durch die Orientierung an klassischen Formulierungen teleologischer Argumente gewinnen. Trotz aller Einzelentscheidungen, in denen ein heutiges Argument andere Wege gehe als seine Vorgänger, verbinde alte und neue Argumente noch immer mehr, als sie trennt. S. nennt dreierlei: Erstens den genauen Blick auf die Wirklichkeit, zweitens ein Pathos der Empirie und drittens das Bild des ordnenden Schöpfers. Wovon sich ein teleologisches Denken unter den Bedingungen des naturwissenschaftlichen Paradigmas der Gegenwart allerdings trennen müsse, sei „der Anspruch, den Schöpfer als die einzig denkbare Ursache der natürlichen Ordnung zu begreifen“ (ebd.). Schon die Teilnehmer der Hume’schen *Dialoge über natürliche Religion* waren erfindungsreich darin, dass sie phantasievolle Alternativen erdacht haben. In der weiteren Auseinandersetzung über das Problem der Feinabstimmung wurde deutlich, dass sich mit dem Aufkommen solcher Erklärungsalternativen, auch die logische Form des Argumentes ändern musste. Ein „Gottesbeweis“ im engeren Sinne, der mit